
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 142. Bromberg, den 23. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Längst hatte die Sirene auf dem Hof die neue Tagesarbeit eingeleitet, als der Wastel Feierabend machte. Der älteste große Gärbottisch, den er schon vierzehn Tage beobachtete und in dem die braune Brühe bereits zu Jungbier geworden, war in den Morgenstunden noch in Fässer abgefüllt und gut verspundet worden. Es mußte noch einmal sechs Wochen reifen, um dann endlich in schäumenden Maßkrügen vor den durstigen Trinkern ein Zeugnis für die Kunst des Sudmeisters abzulegen.

Wastel ging schwerfällig und etwas schläfrig zunächst zum Frühstück in di. Kantine. Freilich, ein labberiger Milchkaffee war es nicht, den er sich vorsetzen ließ, sondern eine kräftige Maß Bier, in die er mächtige Runken Schwarzbrot hineinbrockte, um si dann mit dem Löffel wieder herauszufischen und zu verzehren.

Es war um diese Stunde vollkommen einsam in dem Sch.ntraum, und die Wirtin schwänzelte um den jungen Sudmeister herum.

„Grüß Gott de. Herr Wastel, war wieder a schwerer Dienst diese Nacht?“

Ein Brummen kam als Antwort.

Die junge Witwe fühlte, daß der sonst immer so lustige Wastel ihr irgend etwas übel genommen hatte, und trat hinter ihn

„Warum denn so grantig?“

„Laß mir mei Ruah, ich bin müd.“

Schmollend zog sie sich an die Theke zurück, während der Wastel, fast zu müde und faul, um heimzugehen, auf seinem Platz hocken blieb. Neun Uhr war es geworden, und Sascha Mischkin kam in die Kantine.

Natürlich kannte die Wirtin den Russen auch und dachte sofort an den gestrigen Morgen, als er mit dieser Josepha an ihr vorübergegangen.

„Sie schulden dem Fräulein Josepha Collina dreißig Mark. Hier ist die Quittung, ich bitte um das Geld.“

In der Frau kochte schon wieder die Eifersucht. Um des Mädels wegen war ja der Wastel so häßlich zu ihr.

„Sie scheinen wohl sehr vertraut mit dem Mädel?“

„Das geht Sie gar nichts an, das Fräulein hat bei meiner Frau ein Zimmer gemietet.“

Die Wirtin lachte laut und schrill auf.

„Die macht's sich ja kommod. Wenn sie was von mir will dann soll's selbst kommen, einem Fremden geb ich kein Geld net.“

Im Auge des Russen flammte wieder der fanatische Schimmer.

„Sie wird nicht zu Ihnen kommen. Sie wird auf das Gericht gehen und Sie noch wegen Beleidigung verklagen, weil sie ohne Grund von Ihnen aus ihrem gemieteten Zimmer gewiesen wurde.“

Die Frau wurde immer zorniger. „Sie san mir gerade der Rechte! Erst scharmuzieren S' mit ihr in der Nacht auf dem dunklen Hof, drucken S' sich mitdem Madel herum und dann —.“

Sascha verlor die Besinnung.

„Was hab ich getan?“

„Wollen S' vielleicht leugnen, daß Sie diese Person vorgestern abend a.f dem Fabrikhof abgebusselt haben?“

„So eine Gemeinheit! Gar nicht gekannt habe ich sie, ehe sie zu meiner Frau kam.“

„Dann hat sie also noch einen anderen, ist ja eine saubere Person.“

Ganz langsam hatte der Wastel sich aufgerichtet, mit etwas von der Müdigkeit stieren Blicken herübergeschaut, dann schlug er mit der Faust auf die Tischplatte, daß der große Maßkrug einen mächtigen Hupper machte, und kam langsam näher.

„Dös Maul hältst du, dein giftiges, ungewaschenes Maul hältst! Laß dös Madel in Ruh! Hetz mir nicht die Arbeiter zusammen, sonst sag is dem Vater, und du bist die längste Zeit in der Kantine gewesen. Dös wär ja gelacht, dös Geld zahlst augenblicklich.“

Erschreckt starrte die Wirtin ihn an, so wütend hatte sie den gutmütigen Riesen noch niemals gesehen.

„Sakra, was gehts mi an?“

Sie langte drei Zehnmarkscheine aus ihrer Ledertasche und warf sie dem Russen hin, der sie einsteckte und wortlos die Kantine verließ.

Noch immer stand Wastel breitbeinig mit gebeugtem Rücken und gesenkter Faust vor ihr.

„Laß mir dös Madel in Frieden, sonst san wir zwei Freunde gewesen.“

Die Antwort erstarb der Wirtin auf den Lippen, der Sudmeister drehte sich um und stapfte in den Hof hinaus.

Als er dann die Straße hinunterging nach der Wohnung seiner Eltern, um den Tag über auszuschlafen, schüttelte er immer wieder schwerfällig den Kopf.

„Weiß gar net, warum i halt gar so wild bin, was gehts mi schließlich an?“

Aber er wußte es doch, denn er freute sich, daß die Josepha nichts von ihm gesagt hatte, von dem, was er an jenem Abend getrieben.

In den nächsten drei Wochen konnte Josepha eine seltsame Empfindung nicht loswerden. Nach den vielen schweren Erlebnissen ihrer ersten Tage in München war ihr die gleichförmige Stille, in der jetzt ihr Leben dahinfloß, fast unheimlich.

In der Brauerei ging alles seinen gleichmäßigen Gang.

Wastel, der in jeder Woche drei Tage im Sudhaus war grüßte sie, aber mit einer entschieden absichtlichen Zurückhaltung, wenn sie auch oft bemerkte, daß er oben auf der Galerie stand und zu ihr hinunterblickte. Sobald sie aber aufschaute, schien er selbst verlegen zu werden und wandte sich ab.

Das Ehepaar Mischkin war immer gleichmäßig freundlich und sie hatte diese junge, stille Frau wirklich lieb gewonnen.

Der Mann war sehr oft auch in den Abendstunden außer dem Hause und kam erst spät nachts zurück. Manchmal saß er auch über Papieren und schrieb, dann schlich Frau Sonja auf Zehenspitzen umher, um ihren Mann durch kein Geräusch

zu stören. Die Frau mußte irgendein geheimes Leid in sich tragen, aber so lieb sie auch sonst zu Josepha war, von ihrem eigenen Sorgen sprach sie nie. Nur zuweilen hatte sie große, schwermütige Augen:

„Ich sehne mich nach meiner Heimat."

Wie sehr Josepha ihre Gefühle verstand! In jeder Woche einmal, aber nicht immer an demselben Tage, kamen die Freunde und sangen zur Balalaika, und in derselben Nacht fand dann auch wieder der seltsame Gottesdienst in der Remise statt, von dem Mischkins nichts wissen wollten.

Als vier Wochen seit dem Besuch im Gefängnis vergangen waren, nahm Josepha sich einen Nachmittag Urlaub und ging wieder hinaus, in der Hoffnung, Xaver sehen zu dürfen.

„Der Kernbacher hat wieder amal an Wutanfall gehabt und darf zur Strafe in diesem Monat keinen Besuch empfangen."

Fast war die Antwort ihr lieb, denn sie hatte ja noch immer keine Antwort vom Vater und wußte nichts von Xavers Mutter.

Wieder war es ein trüber Tag wie damals, als sie das erstemal Xaver besucht hatte. Der Wintersturm, es war acht Tage vor Weihnachten, rüttelte an ihren Kleidern und spielte mit ihren Haaren, die wieder unter der Kappe hervorquollen.

Sie sah sich scheu um, dann zerknitterte sie einen kleinen Zettel, den sie vorher geschrieben un dem Xaver für den Fall, daß sie ihn nicht hätte sprechen dürfen, aushändigen lassen wollte. Es waren verliebte, harmlose Worte, die sie ihm geschrieben, aber der Beamte schlug ihre Bitte ab. Auch die Briefe, die sie in den vier Wochen an ihn geschrieben hatte, hatte Xaver nie erhalten, sie wußte nicht, daß er keine Briefe erhalten durfte, ehe sein Fall geklärt war.

Die Wohnung des alten Ehepaars Schindhammer lag nicht weit von der Brauerei. Es war Mittag längst vorbei, der Tisch noch mit Eßresten bedeckt, der Brauer saß noch brummend, den Ellenbogen aufgestemmt, an dem Tisch. Seine Pfeife, was ihm noch nie passiert war, hielt er, kalt geworden, in seiner kräftigen, derben Faust.

„Mit dem Buben ist ebbas net in Ordnung, so käsig sieht der Bengel aus, als ob er eine schwere Krankheit in sich tragen tät."

„Und dös sixt heut erst? Du hast eben halt nur an Sinn für dei Bier, obs a recht geraten sei."

„Halts Maul, Weib, was verstehst du vom Bier? Wo steckt denn der Wastel? Dös Essen ist längst kalt geworden. Hat doch Nachtschicht gehabt, warum schlaft er am Tag net aus? Schlecht genug schaut er aus!"

„Mei Schuld ists net, laß ihn ausspannen, er macht schlapp.

Da wurde die Tür aufgerissen, und der Wastel trat ein Seine Joppe, sein ganzer Anzug war voller Schnee.

„Jessas na, staub dir draußen dös Geschlamperl ab, wie kannst nur so in die Stuben neinkimma?"

Aber der junge Bursch hörte nicht auf die entsetzten Worte der Mutter, er riß die Mütze vom Kopf, schlug damit auf den Tisch, daß der Schnee weit über die Eßgeräte spritzte, und fauchte mit wilden, fremden Augen dem Vater in das erschrockene Gesicht:

„I muß di sprechen, es druckt mir sonst dös Herz ab."

„Jesses Maria und Josef, ist denn ebbas Schlimmes geschehen?"

Der alte Brauer zündete in aller Ruhe seine Pfeife an, aber die Mutter bemerkte doch ein leises Zittern in seinen Händen.

„Dann ists wohl am besten, du verzählst mir gleich, was los ist. — Denn du gefallst uns schon lang net, vernachlässigst dei Arbeit, treibst di Stunden auf den Straßen und Bergen herum, jetzt im Winter macht man doch ka Partien."

Er war wütend und eine dicke Zornesfalte lag über seiner Stirn.

„So schlapp bist geworden, wie a richtiges Weibsbild."

Die Mutter legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm.

„Sei stad, er ist unser Einziger."

Schindhammer schüttelte wütend den Arm seiner Frau ab und stampfte dem Sohn voraus in die Nebenkammer.

„Leg erst amal dei nasse Joppen ab, und dann steh net so verdonnert da, man müßt sich ja fast vor dir fürchten, so schaust aus."

„Vater — i fühl mi krank, ich glaub, i starb bald."

Nun ließ der Alte erschrocken seinen spöttischen Ton fallen und faßte Wastel an den Schultern.

„Jung — wo fehlts denn? — Hast a Krampf im Leib, weils gar nix mehr ißt, sollen wir zum Doktor schicken? Hast vielleicht an Bandelwurm? — So an Biest frißt dem Menschen die besten Säfte weg!"

„A na, Vater, ebbas ganz anderes, — i glab, wann jetzt ka Entschluß kommt, dann werd i verruckt. Hier im Kopf und da im Herzen, dös schmerzt und läßt mir ka Ruh."

Der Brauer sah seinen Einzigen betroffen an.

„Hast recht, da hat an Bandelwurm nix zu suchen. Dahinter steckt a Madel, hat also dei Mutter mit ihrer Vermutung doch recht?"

Verwirrt schaute Wastel zu Boden und biß die Zähne zusammen, daß die Backenknochen stark hervortraten.

Auch Schindhammer starrte vor sich hin, er fühlte, der Junge hatte schwer gelitten, schwer gekämpft, ehe er den Weg zu ihm gefunden, aber trotzdem wunderte sich der immer noch gerade, kraftstrotzende Mann, daß eine Liebschaft einen so frischen Burschen wie Wastel so verändern konnte, das war ja gar nimmer „sein Junge"

Mit rotem Kopf erzählte Wastel erst stockend, dann die Worte übersprudelnd, dem Vater die ganze unselige Liebe zu Josepha. Schilderte, wie er sich gegen diese Liebe gewehrt, wie er zuerst nur eine Plänkelei im Sinne gehabt.

„Der Teixel kenn sich aus mit die Weiber! Jetzt brennt halt's Feuer in mir, i mag mi drehen und wenden, wie i will, es laßt mi halt nimma außi. Vater — heiraten will i das Dirndl."

„Was willst! Du, der Wastel, der mit seine dreißig Jahr schon Sudmeister gworden? Der überall anfragen darf in den reichsten Häusern, der vielleicht einmal Direktor wird? So an Madel? Verrückt bist."

Schwer hatte der Wastel sich in einen Stuhl fallen lassen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Hast schon etwa gesprochen mit dem Madel?"

„I geh ihr aus dem Weg, wo i kann, aber i glaubs schon, daß das Sepherl mi mag."

„I denk, sie hat an Schatz im Gefängnis?"

Wastel machte eine geringschätzige Bewegung.

„Wird ihn schon nimmer wollen, den Herrn im Gefängnis, wann der Wastl Ernst macht. Vater, i bin erwachsen, i könnt so tun, was i will, aber — i weiß, daß es niemand so gut mit mir meint als du, und — i will deinen Rat, i will, daß du einverstanden bist, i will, daß du einsiehst —."

Der Braumeister strich sich den Bart. „Kanns mir denken, daß es beide Händ ausstreckt, das Madel. Bist ja an forscher Bua und ein Braumeistersohn! Wärs große Los für so an Dirndl."

„Sie ist brav, sonst — hätt sie sich nicht so tapfer gewehrt, als i wollt —."

In Wirklichkeit hatte auch dem Alten Josepha nicht schlecht gefallen.

„Gut ist's. Bring das Madel ein paar Tag vor Weihnacht amal ins Haus. Die Mutter soll sich's anschauen, i versteh nix von Weibsleuten."

Ein Leuchten ging über Wastels Gesicht — eben trat die Mutter ein mit dem warmen Essen. Kaum hatte sie den Teller abgesetzt als Wastel sie aufhob und in seiner Freude mit einem Juchzer umherschwenkte.

„Bist verruckt? Bist narrisch, daketer Bua?"

Mit einem Ruck, daß die Alte dachte, alle Knochen in ihrem Leibe seien ihr zerbrochen, setzte er das kleine Weibel neben sich auf den Stuhl.

„Jessas, jessas, Mann, i glaub, mei Eingeweiden sind locker geworden im Bäucherl, alles schwabbelt in mir."

„Wird halt a Bandeltier sein, brummte lächelnd der Brauer.

Wastel kicherte vor sich hin, und die Mutter sah kopfschüttelnd von einem zum andern. Was hattens nur die beiden? Da stimmte was net.

Am Abend, als sich der Schindhammer in der Schlafkammer auszog und seiner Alten nicht mehr entwischen konnte, fragte diese: „Jetzt red, was hat Wastel dir verzählt?"

„Nix, heut wollen wir schlafen, wirst schon bald merken, dös ist a Weihnachtsüberraschung. Daß ihr Weibsleut doch nie warten könnt."

(Fortsetzung folgt.)

In einer Johannisnacht.

Skizze von Hans-Eberhard von Besser.

Die Föhren rauschten im warmen Wind, leise knarrten die Äste, und ein Duft von Blühen und übersonnter Erde drang empor. Doktor Lüders hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er lauschte auf die träumerische Weise, die der wogende Fichtenwald über ihn dahingehen ließ. Unter den halb geschlossenen Lidern sah er den schmalen Weg dahinlaufen, sah er den Waldsee flimmern und spiegeln. Und er trank dieses Bild tiefer, versonnener Ruhe in sich hinein. Seit einer Woche grub er in den alten Truhen der Bauern herum und fand Schätze über Schätze; eine verschollene Zeit stieg herauf. Je tiefer er vordrang, desto mehr liebte er das stille Walddorf und seine schweigsamen Bauern, diese geraden, aufrechten Menschen mit den offenen Gesichtern und freien Augen. Wie anders wirkte alles, wenn man unter ihnen lebte, anstatt die Urkunden und Akten vor sich auf dem Schreibtisch des Berliner Archivs zu haben! Die Gedanken des Einsamen irrten ab, da schlugen Stimmen an sein Ohr, und er richtete sich ein wenig auf.

Ein junges Paar kam den Waldweg herab, Lüders sah schärfer hin, es waren Maria Röter und der Älteste vom Sodenhof, der lange Hannes. „Wenn wir uns lieben, dann heiraten wir, Potz Kringel und Zwieback, wer kann uns daran hindern!"

„Dein Vater will es doch nicht und der meine auch nicht. Die hatten immer etwas miteinander. Und nun sollen wir dafür büßen."

Die weiche Stimme klang bedrückt. Lüders sah, wie Hannes Soden den Arm fester um das Mädchen legte, dessen roter Rock lustig flatterte. Sie gingen hinunter an den See, und der Archivar beobachtete die heftigen Gebärden, die das erregte Gespräch begleiteten. Jetzt riß Hannes das Mädchen an sich, er küßte es heiß — dann trennten sie sich.

Lüders blieb noch eine Weile liegen. Dann schlenderte auch er dem Dorfe zu, das hell im Mittag lag. Dicke Köpfe hatten die Bauern hierzulande. Hart ging es auf hart, wenn man stritt. Und bei keinem Zwist fehlten der Bauer vom Sodenhof und der Röter. Zahllos waren die Prozeßakten, in denen diese hartschädeligen Bauern auftraten, nicht wichen und wankten und starrsinnig ihre Meinung vertraten. Arme, kleine Maria, dachte Doktor Lüders, wenn die Alten mit ihren heißen Köpfen nicht wollten, dann — —

Der Archivar bog in den Sodenhof ein. Die Hühner gackerten. Die Mägde gingen in klappernden Holzpantoffeln hin und her. Draußen auf den Feldern war alles bei der Arbeit. Lüders, der auf allen Höfen gern gesehen wurde, trat in das Haus mit der verblichenen Jahreszahl 1540 und setzte sich in die Diele. Auf einem Tisch lag ein Berg vergilbter Urkunden, ein altes Hausbuch, Kaufverträge aller Art. Dies alles hat der alte Soden am vergangenen Abend für den Doktor aus der Lade gekramt. Lüders rückte den Tisch ans Fenster und begann zu lesen. Doch immer wieder sah er das blonde Mädchen vor sich, wie es mit blassem, müdem Gesicht neben Hannes Soden daherschritt. Ob er mal mit dem Bauern sprach oder drüben mit dem Röter? Aber er mußte lachen bei diesem Einfall, eher brachte er einen Berg ins Wanken als diese Bauern, die so fest und sicher standen wie ihre alten Häuser mit den altersgedunkelten Balken. Doktor Lüders vertiefte sich mehr und mehr in das vergilbte Hausbuch, das Aufzeichnungen seltener Art enthielt, und die Wangen des Forschers röteten sich leicht; alles um sich her vergessend, saß er bei der Arbeit. Da war ein Soden gewesen, der einen kaiserlichen Wachtmeister im Dreißigjährigen Kriege niedergeschlagen hatte, als der Bauer seine letzte Kuh herausgeben sollte, und der niedergemacht worden war...

Plötzlich stutzte der Gelehrte. Er beugte sich tiefer. Dann nahm er die große Hornbrille ab und sah gedankenvoll auf den Hof hinaus...

„Sammelt tüchtig Reisig! Je mehr, desto besser. Um so schöner brennt das Feuer heute abend." Die Bäuerin rief es einer Schar Kinder zu, die schwatzend davoneilten.

Johannisfeuer — Sonnenwendnacht!

Heute, im Abenddunkel, würden die Johannisfeuer aufflammen, hineinleuchten in die Johannisnacht. Lüders las von neuem, las die verblaßten Sätze, las von jener jungen Röter, die einen Soden geliebt hatte und in der Johannisnacht in den Waldsee gegangen war, weil die Alten im Zwist lagen und „— ist geschehen auf Johanni ein groß Unglück anno 1734 —"

Doktor Lüders fuhr herum, als er einen langen Schatten längs der Wand entdeckte. Der alte Soden stand hinter ihm, breit, behäbig und mit glühendem Gesicht. Es war ein heißer Junitag.

„Euer Hausbuch hat viele schöne alte Geschichten", sagte Lüders, rasch entschlossen und ein listiges Lächeln um die Lippen, „und da ist vor allem eine —"

Der Bauer lachte gelassen.

„Weiß schon, habe sie mal an einem Winterabend gelesen; die von dem Wachmeister, den der Klaus zum Hofe hinausgehauen. Haha, aber sie haben ihn dann doch gekriegt. N.., ich hätte es auch nicht anders gemacht."

„Auch eine traurige ist darunter, gerade heute am Johannistage — da denkt man unwillkürlich, man erlebt es noch einmal mit, ich wußte gar nicht, daß der Waldsee so tief ist..."

„Was für eine Sache ist denn das?"

Soden nahm das alte, ledergebundene Hausbuch und sah nicht, daß sich Lüders eifrig mit den anderen Papieren zu schaffen machte. Er las, und langsam verdüsterte sich seine Stirn. Draußen kam der lange Hannes von der Arbeit, schwer stapfte er über den Hof. Der alte Bauer warf das Buch auf den Tisch. Hastig verabschiedete sich Lüders. Es läutete Mittag, und er ging zum Gasthause hinüber.

Beim Mittag redete der Bauer keine Silbe. Wenn sein Auge das des Sohnes traf, schaute er hastig wieder fort. — Ruhelos schritt der alte Soden dann über die Felder, durch den duftersüllten Garten. Er wanderte durch die Ställe, durch das Haus. Krachend flogen die Türen hinter ihm zu. Er blickte zum Nachbarhofe hinüber und hatte die Fäuste in den Taschen. Seine Lippen zuckten. Der Waldsee war spiegelglatt und tief, sehr tief, und schon einmal auf Johanni — — der Bauer hatte die beiden wohl gesehen. Seine Augen waren scharf. Und heute war Johannisfest. Schon dämmerte der Abend über den roten Dächern der Häuser herauf...

Der Bauer verwünschte den Städter, der in den alten Geschichten spürte. Er wollte die Sache abtun, aber sie klammerte sich an ihn. Immer wieder stand er am Gartenzaun, sah er hinüber zum Röter. Na ja, sie hatten oft Händel miteinander. Das gehörte zum Leben wie das Brot. Das ging herüber und hinüber, und wenn es nur der Hund war, der im Garten des anderen herumlungerte. Der alte Soden wurde rot im Gesicht, dann gab er sich plötzlich einen Ruck und ging fest und sicher auf das Haus des Nachbars zu. —

Die Dunkelheit war über das Land gekommen und hatte es zu sich genommen. Schon sammelte sich alles um den mächtigen Holzstoß. Die hellen Lieder der Jugend klangen durch die laue Luft und schwebten hoch im Wind.

Da reichten sich zwei Männer am stillen Waldsee, über dem der Mond gerade aufging, die arbeitsharten Hände. Als Maria und Hannes, die unter einem blühenden Wacholderbusch standen, die beiden kommen sahen, erhellte eine jähe Freude ihre Augen. Und in diesem Augenblick loderte das Johannisfeuer gewaltig zum dunklen Himmel hinauf. Die Flammen prasselten und lohten. Maria lehnte sich an den jungen Soden. Die Alten nickten den beiden freundlich zu. Doktor Lüders aber blickte in das rote Flammenspiel — Sonnenwendfeuer, Johannisnacht! Heiß und voller ungestümen, reinen Lebens schlug die Flamme zum Sternenhimmel empor.

Germanische Himmelskunde.

Wie bestimmten unsere Vorfahren den Tag der Sonnenwende?

Von Hans Honnegger.

Das Fest der Sommersonnenwende, das lange Jahre hindurch nur in wenigen, engbegrenzten Gebieten Deutschlands in den Formen alter Bräuche fortgelebt hatte und erstmalig von der Jugendbewegung der Vorkriegszeit wieder allgemeiner gepflegt worden ist, gilt dem neuen Deutschland von Jahr zu Jahr mehr als Volksfesttag, und das Bewußtsein, daß wir unsere heutigen Sonnenwendfeuer an den Funken germanischer Überlieferung entzünden, ist durchaus Gemeingut aller geworden.

Unbedacht aber bleibt für die meisten auch heute noch die Frage, wie eigentlich unsere Vorfahren den Tag der Sonnenwende bestimmten, welche himmelskundlichen Erkenntnisse sie dabei als Rüstzeug zur Verfügung hatten und auf welcher kalenderartigen Organisation sie dabei fußten.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Germanen, die sich die Natur keineswegs als von Geistern und Dämonen belebt, sondern in ihr den unnennbaren Geist der Schöpfung Gestalt geworden glaubten, von der Sonne einen wesentlicheren und innigeren Begriff hatten als die romanischen Mittelmeervölker. Die Sonne war für sie kein Einzelgott, sie war Inbegriff von etwas Gutem, Heilbringendem und Strahlendem, nicht Phänomen, sondern Inkarnation. Nicht nur ihr Wirken in der Natur, sondern auch ihr Einfluß auf den menschlichen Geist waren Glaubensbegriffe, und ihre Beobachtungen wurden aus dieser Gesamteinstellung heraus zum Kult.

Aber dabei muß deutlich betont werden, daß unsere Vorfahren nicht heidnische Sonnenanbeter, nicht Götzendiener des Himmelskörpers waren, daß ihr Sonnenkult vielmehr das ehrwürdige Lebenspendende, ohne das es nichts Webendes geben kann, betraf.

So ist es auch erklärlich, daß der germanische Sonnenglaube keine Götzenbilder der Sonne schuf, sondern im Heilszeichen nur eine Erschauern zeugende Symbolisierung, daß ferner die Sonne nicht in Dämonenschen verehrt, sondern beobachtet wurde. Man wagte die Augen zu ihr zu erheben, ihre Aufgangspunkte zu fixieren, miteinander zu vergleichen, sie zu orten.

Von allem Kulturwissen der alten Germanen ist bis heute noch ihre Himmelskunde am meisten angezweifelt worden. Das hindert freilich nicht, daß sie als hochstehend erwiesen ist. Unsere Vorfahren kannten den Sternhimmel nicht nur als nächtliche Gesamterscheinung, sondern sie hatten die Sterne zu Sternbildern geordnet und benannt, sahen die Drehung des Himmelsgewölbes, unterschieden Zenithdurchgänge und besaßen an Winkeln und Richtstäben, Beobachtungsbasen und trigonometrischen Methoden alles, was ihnen zur Kenntnis des Himmels notwendig war.

Im Sazellumfelsen der Externsteine, die lange Jahrzehnte als christliches Heiligtum der Zeit um Wittekind angesehen worden waren, hat man die keineswegs vereinzelt dastehende Feststellung gemacht, daß der Sazellumraum, ein in Naturfelsen eingehauenes, kapellenartiges Gemach, genau nach der Richtung des Sommersonnenwendpunktes angelegt war, daß also die Raumachse des Sazellums vollkommen fehlerfrei zu dem Horizontpunkte wies, an dem die Sonne ihren nordöstlichen Aufgangspunkt hat. Ein Loch in der Wand, eine Säule vor diesem Loch, auf der vielleicht einmal ein genau abgemessener Schattenstab stand, konnten den Bewahrern dieser Kultstätte, den Weisen unter den Germanen, zweifellos als ausreichende Ermittlungsgeräte des Sonnenwendpunktes dienen.

Wenn es heute einfach erscheint, daß ein germanischer Weiser um die Zeit des reifenden Feldes dorthin ging, um an den Schattenlinien in jenem Sazellum den herannahenden Sonnenwendtag vorauszusagen, so muß man dabei die Schwierigkeiten bedenken, diese Sonnenwendlinie zunächst einmal für die Erbauer des Sazellums anzugeben, ihre Meißelarbeit in dieser Hinsicht zu überwachen.

Leider wissen wir bis heute noch nichts darüber, ob der Sonnenwendtag im alten Germanien auf Grund irgend welcher organisatorischen übereinkünfte für mehrere Volksstämme der gleiche war, ob irgend eines der priesterlichen Observatorien einen maßgebenden Einfluß auf die Datensetzung hatte, aber auch in dieser Beziehung müssen Zusammenhänge über weite Landstriche hinweg bestanden haben, denn es hat sich erwiesen, daß alle diese Kultstätten nach einem trigonometrischen System, und zwar in dem Muster aneinanderliegender Sechsecke über das germanische Land verteilt waren. Trotzdem mag es vorerst als eine noch nicht völlig erwiesene Annahme behandelt werden, daß diese planmäßige Verteilung der Kultstätten auf ein in gewissen Grunddaten einheitliches Kalendarium hinzuweisen scheint.

Ein anderer, wichtigerer Erweis dagegen ist deutlicher, nämlich der: Jenes Wissen vom Wesen, Wirken und Wallen der Sonne war ein so urtümliches, germanisches Besitztum, daß die Christlichen der Bekehrungszeit gerade hier den Angelpunkt des zu verdrängenden Heidentums vor sich zu haben glaubten.

Gegen den Sonnenkult, gegen das überlieferte himmelskundliche Wissen, gegen den Glauben an die Allkraft und Allgeistigkeit der Sonne richteten sie ihre klügsten Angriffe und ihre diplomatischsten Methoden. Sie brachten es zuwege, daß alles sonnenkundliche Brauchtum entweder ganz unterbunden oder zu sinnesberaubter Gepflogenheit wurde, und ließen um den Preis der germanischen Christianisierung alle himmelskundlichen Wissensschätze der Verrottung und der Vergessenheit anheimfallen. Jener Sazellumsraum in den Externsteinen, der mit seiner Raumachse zum Sonnenwendpunkte, seinen Beobachtungsmöglichkeiten und seiner kultischen Tradition ihnen Dorn im Auge sein mußte, wurde zum Teil dadurch zerstört, daß man Stücke des Felsmassives mit Keilen absprengte, die Irminsäule, weithinblickendes Lichtzeichen, entfernte.

Darüber hinaus machte man sich mit ungeheuerem Geschick an die mühevolle Arbeit, dem Gott der Christen mit einem Betrug der Heiden zu gefallen. Man ging hin und meißelte — in einer anderen Meißeltechnik, die heute diesen Eingriff deutlich werden läßt — keilförmige Streifen aus den Wänden, brachte neue Türangeln und neue Deckenlinien an, gab dem Loch in der Ostwand einen anderen Winkel, halbierte die Schattensäule und machte so aus dem alten, zum Sonnenwendpunkt weisenden Beobachtungs- und Kultraum eine Mönchsklause oder Wallfahrerkapelle, deren Raumachse ganz beziehungslos irgendwohin ostwärts weist.

Die Forschung nach den vorgeschichtlichen Wurzeln unseres Volkstumes haben diese etwas naive Korrektur erkannt und zurückgebogen. Als keineswegs heidnisch steht das Wissen um den germanischen Sonnenglauben wieder vor uns. In den Sonnenwendfeuern unserer Gegenwart leuchtet wieder das Bekenntnis zu dem Blut, aus dem wir kommen, und die Achtung vor dem, was die Damaligen glaubten. Es kann nicht schlecht gewesen sein, denn es erblühte aus ihm der sittliche Hochstand eines naturwahren, tapferen Volkes von achtunggebietender Prägung des Geistes.



Albanische Sprichwörter

Der Ängstliche ist sogar besorgt, weil dem Reiter die Füße herabhängen.

*

Manches Mannes Vermögen kann ein Hahn tragen, aber sein Luxus findet nicht auf einer Fuhre Platz.

*

Der große Baum fängt viel Wind auf.

*

Angst und Hohn wachsen oft auf einem Ast.

*

Böses Wort trifft eignen Herrn.

*

Auch Pflügen muß man mit Geist.

*

Was ein Augenblick hervorbringt, kann oft ein Jahr nicht verschlingen.

*

Viele Worte paaren sich mit wenig Taten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.